Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 2 (1934-1935)
Heft: 11

Artikel: Von schweizerischen Heiligen
Autor: Muschg, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758969

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von schweizerischen Heiligen

von Walter Muschg

Im Herbst dieses Jahres wird von Walter Muschg bei Huber & Co., Frauenfeld, ein Werk über «Die Mystik in der Schweiz» erscheinen. Wir freuen uns, unseren Lesern ein Kapitel aus diesem Buche darzubieten, das zum erstenmal zusammenhängend den Anteil der Schweiz an den mystischen Bewegungen des Mittelalters schildert vor dem Hintergrund der allgemeinen mittelalterlichen Geistesgeschichte.

Als der heilige Columban durch die Gegner unter dem fränkischen Klerus gezwungen wurde, seinen Klöstern in den Vogesen den Rücken zu kehren, wandte er sich nach einigem Suchen dem heute schweizerischen Boden zu. Er wanderte über Zürich seeaufwärts nach Arbon am Bodensee hinüber und zu den Ruinen der alten Stadt Bregenz. Auf dieser Straße aus dem Elsaß ist das irische Christentum bei den südrheinischen Alemannen eingezogen, wo damals zwar Bistümer bestanden, die Kraft des Heidentums aber kaum gebrochen war. Jahrhunderte später erschienen die Bettelmönche aus derselben Richtung. Dieser Weg blieb das ganze Mittelalter hindurch lebendig, er schloß die Ostschweiz und die Bodenseeufer mit Basel und dem Raum zwischen Schwarzwald und Vogesen zu einer Einheit zusammen.

Drei Mönche aus Columbans Schar blieben im Lande zurück. Aus ihren Zellen in der Wildnis gingen das Kloster St. Ursanne und die späteren Benediktinerabteien St. Gallen und Disentis hervor. Ihre Gestalten sind ungleich blasser überliefert als die des Meisters, in dessen Schatten sie stehen. Auch das Profil des heiligen Gallus zeigt nur die Linien des Legendenschemas. Das Wichtigste läßt es dennoch erkennen. Auch Gallus war ein Asket. Man hielt ihn wie einen von den alten Vätern; sein Leib war abgemagert wie der Columbans, und auf seinem Leichnam wurde ein Bußgürtel gefunden, der das Fleisch bis auf das Gebein durchschnitt. Er ist vom dienenden Bären begleitet, der ihm im Namen Gottes Holz zum Feuer tragen muß. In Bregenz hörte er einen Dämon vom Gebirge herab zum Kampf gegen die Fremdlinge rufen und einen andern aus der Seetiefe Antwort geben. Beim Ton der Klosterglocke flohen die Unholde heulend durch das Gebirge davon. Es sind die symbolischen Formeln

für die Kämpfe, die zwischen Heiden und Christen ausgetragen wurden.

Keltisches und römisches Christentum flossen in den Klöstern zusammen, die sich über den Gräbern der Bekehrer erhoben. Als über der Station des heiligen Gallus ein Jahrhundert nach seinem Tod eine Benediktinerabtei errichtet wurde, vereinigten sich irische, deutsche, italienische Elemente zu dem Wunder der oberdeutschen Benediktinerkultur. Man findet Iren in den Klöstern längs des ganzen Rheins, auf der Reichenau, in Rheinau wie in Köln. Das wilde Wesen blieb ihnen treu; die Einheimischen blickten später oft verächtlich auf sie, weil sie im Trinken unmäßig waren. Zu St. Gallen stand in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts der Ire Mœngal der innern Schule vor, ein hervorragender Lehrer der Musik. Zu seinen Freunden zählte Tutilo, der lachende Meister aller Künste, dessen Gestalt beweist, daß der Geist der Fremdlinge auch in Mönchen des Festlandes mächtig war. Tutilo war Bildschnitzer, Goldarbeiter, Dichter, Glossator, Musiker, Maler, Architekt, dazu ein Haudegen von ungestümer Stärke und «ein reisegewandter, weit der Länder und Städte kundiger Mensch». Ein König wurde unwillig darüber, daß dieser Athlet die Kutte trug. Er verkörpert das klassische Benediktinertum, das seine geschichtliche Leistung in engster Fühlung mit den frühchristlichen Traditionen vollbrachte. Noch immer gab es in seinen Reihen solche Riesen, die täglich ihre Niederlage vor Gott suchten, um ihrer Kraft genug zu tun. Es sind im Grund dieselben, die vordem Steinmäler von übermenschlicher Höhe errichtet hatten, tausendjährige Eichen pflanzten und mit den Gestirnen zu reden wagten. Jetzt bauten sie die romanischen Dome, die letzten heidnischen Tempel des Kontinents.

Ewigkeit thront über dieser größten christlichen Architektur. Die romanische Baukunst ist menschlichem Empfinden noch am fernsten: am wenigsten ein Schaffen von zweckhaften Räumen, am ehesten sinnliche Gliederung von Massen nach den Gesetzen jener kosmischen Harmonie, die einst in den keltischen Sonnentempeln, in den Säulenstellungen der Ägypter, Griechen gefeiert worden war. Nur diese erdnahe Körperhaftigkeit verfügt über wahrhaft sakralen Stil. Die Mauern, die sie türmte, haben wie die Kulthandlungen, für die sie bestimmt waren, noch nichts von einer sozialen Einrichtung, noch nichts von der Bürgerlichkeit gotischer Kathedralen. Sie sind keiner zeitlichen Betriebsamkeit eingeordnet oder benachbart. In

die Einsamkeit der Wälder gestellt, war jeder dieser Bauten ein Antrag an Gott, gefügt als Zeugnis seiner unzerstörbaren Dauer. Er wohnt in ihren Türmen, Bogenjochen, Portalen. Die verborgensten Verästelungen ihrer Ornamente sind urgebunden wie die Schöpfung selbst. So wurde im Angesicht des kämpfenden und untergehenden Heidentums gebaut. Die Erinnerung an die riesigen Heiligtümer der Vorzeit lebt in ihnen fort. Heidnische Sinnbilder treten, unverstellt oder zu Fratzen verändert, an Kapitälen, Gurten, Friesen sichtbar hervor. Diese Dome ruhen über Tiefen, die niemand mehr ermißt. Es ist ihr Geheimnis, daß sie über den ältern Kultstätten gewölbt wurden.

Die Verwandlung der Welt und der Götter, die Wut der Dämonen standen den Benediktinern nicht in traumhafter Symbolik, sondern als harte Wirklichkeit vor Augen. Sie rodeten die unwegsamen Wälder. Sie legten die Axt an die heiligen Bäume. Sie waren gezwungen, mit ihren Händen die alten Tempel und Götterbilder zu zerschlagen. Sie tauchten die Täuflinge in die heiligen Quellen, an denen ihre Väter gebetet hatten. Kraft maß sich an Kraft, es war ein furchtbares Auge in Auge. Die alten Formen wurden nicht einfach vernichtet, sondern mit dem Kreuzeszeichen geheiligt und benützt, wo es möglich war. Der Sieg fiel den Bekehrern nur deshalb zu, weil in ihrer Leidenschaft auch eine Liebe zum Widersacher, zu seiner Gebärde und Gestalt, lebendig war. Seine Seele mußte auch in ihnen sein, wie hätten sie ihn sonst überwinden können? Sie haben sie in ihren Domen mitverewigt. Die Verfügungen der Synoden in merowingischer und karolingischer Zeit spiegeln den Jahrhunderte dauernden Kampf der Kirche um die Heiden und die ins Heidentum zurückgefallenen Christen aus römischer Zeit. Die Übermacht, die sie schließlich erlangte, entstand während Menschenaltern in täglichem Umgang mit dem Gegner. Es handelte sich hier nicht um Siegen und Unterliegen. Ein Prozeß dieses Ausmaßes entzieht sich solchen Begriffen. Über ihm waltete Notwendigkeit. Erst der beschränkte Fanatismus späterer Historiker und Theologen, die von seiner Gesetzmäßigkeit nichts mehr ahnten, vereinfachte und fälschte ihn in diese polemischen Gegensätze.

Fremd, unerreichbar, drohend wie in den Predigten des heiligen Columban starrte Gott noch immer aus dem kalten Weltraum auf jene Klostermenschheit herein. Sie stand unter seinem Blick, der sie zu Boden warf, auch wo er Seligkeit verhieß. Himmelslicht und

höllische Finsternis lagen streng geschieden um sie her, ohne die schillernden Verfärbungen und Übergänge, auf denen das Auge des gotischen Menschen verweilte. Wir wissen wenig von ihren innern Erlebnissen, da ihre Sprache das schweigende Schaffen war. Auch dort, wo sie redet, verstehen wir sie nicht mehr unmittelbar. Die Berichte aus dieser Frühzeit zeigen die Sprache der Legende. Viele von ihnen sind in den Acta Sanctorum der Benediktiner gesammelt, an welche die religiösen Dokumente keines andern Ordens heranreichen. Sie umfassen etwa fünftausend Heilige und Selige und füllen in der Ausgabe von Mabillon und d'Achéry (Paris 1668—1701) neun Folianten. Hier ist alles, was in der hochmittelalterlichen Visionen- und Heiligenliteratur auftritt, um Jahrhunderte älter in der christlichen Urform vorhanden. Man liest es in den Taten der Gründer, Heilsboten und ersten Blutzeugen. Die kritische Vernunft ist nicht imstande, den Gehalt dieser Darstellungen zu erschöpfen, und auch das Bedürfnis nach gefühlvoller Erbauung wird von ihnen nicht befriedigt. Ihre Helden sind ganz unpersönlich gezeichnet und von sagenhaften Motiven überwachsen, hinter denen die Urvergangenheit steht. Der welthistorische Prozeß, den sie verkörpern, hat sie mit mythologischen Elementen beladen, in denen eine uns fremd gewordene Denkweise niedergelegt ist wie in den unergründlichen Attributen der romanischen Domskulpturen. So wirken die alten Heiligenfiguren als geistesgeschichtliche, wohl auch kirchenpolitische Gleichnisse, nicht als Trägerinnen eines individuellen Erlebens, das erst wir Nachgebornen in ihnen suchen. Der heilige Meinrad mit den rächenden Raben, Mauritius, Ursus und Viktor, Othmar und Pirmin ragen in diese altersgraue Luft. Ihre Kennzeichen und Abenteuer weisen sinnbildlich in die heidnische Vorgeschichte des Ortes zurück, dessen Bekehrung sie besiegeln und an dem sie unverrückbar wie antike Lokalgötter stehen. Nur gleichnishaftes Denken dringt hinter ihre Hieroglyphengestalt in das Dunkel hinein, das so seltsam erregend aus den Falten ihres Gewandes hervorblickt.

Als Beispiel kann die Gründungslegende von Einsiedeln dienen, das im «finstern Wald» bei einer heilkräftigen Quelle gebaut wurde. Noch heute sprudelt dieser Brunnen, wundertätig und der Muttergottes heilig, aus vielen Röhren vor der Kirche. In früheren Zeiten war er dem heiligen Meinrad geweiht, der einst an dieser Stätte seine Einsiedelei aufschlug und von Mördern erschlagen worden

sein soll. Das viel jüngere Gnadenbild der Gottesmutter hat den Stifter seither merkwürdig in den Hintergrund gedrängt. Seine Gestalt und sein Märtyrertod waren mit allzu sprechenden Erinnerungen an das Heidentum belastet, die hier lange nicht zur Ruhe kamen. Denn um den finstern Wald, in dem Meinrad gehaust hatte, wurde von den Leuten von Schwyz ein fast dreihundertjähriger Krieg mit dem Kloster geführt. Er muß mit seiner Quelle ein altes Heiligtum gewesen sein. Meinrads gewaltsames Ende bildet die Umwälzungen ab, die sein Auftreten in dieser Landschaft hervorrief.

Auch jüngere Stiftungen zeigen in ihren Gründungsfabeln dieses Kräftespiel. Allerheiligen zu Schaffhausen wurde in einen verrufenen Wald gebaut, der wegen des vielen Mordens, das darin geschah, der Raubwald hieß und von den Menschen gemieden wurde. Einem frommen Mann soll durch ein Wundergesicht der Platz als Stätte des zu bauenden Klosters offenbart worden sein. Die Verrufenheit des Ortes ist seine perhorreszierte frühere Heiligkeit, das angebliche Treiben der Mörder die Erinnerung an die Opfer, die dort dargebracht wurden. In den ältesten Heiligensagen liegt dieser Zusammenhang offen zutage. Vom heiligen Patrick wird erzählt, wie er in die Mordebene in der Grafschaft Leitrim eindrang; er zerstörte den «Moloch» Crom-Cruach, die Sonnengottheit der Druiden, und baute ein Kirchlein an den Ort der Greuel. Diese Bildersprache kehrt noch in den Klosterchroniken der Bettelorden wieder, vielleicht als literarische Reminiszenz, vielleicht als echter Niederschlag des heidnischen Widerstandes, der an vielen Orten bis ins Hochmittelalter hinein lebendig war. Erst spätere Zeiten schämten sich der Wahrheit und deckten sie mit poetischen Anekdoten zu, bis sie wirklich vergessen wurde. Es ist schwer zu sagen, ob etwa die Chorherren auf dem Heiligenberg (mons sanctus) bei Winterthur noch eine Empfindung für den urzeitlichen Zauber der Stelle besaßen, die sie bewohnten. Man muß vermuten, daß er mit den reichen Quellen zusammenhing, die noch im 16. Jahrhundert der Stadt über eine lange Trockenzeit hinweghalfen und von denen eine früher als Heilwasser galt und Goldbrunnen hieß. Sie wird, wie so manche andere, der Heidenwelt heilig gewesen sein und hat vielleicht auch zu den christlichen Priestern noch lauter gesprochen, als wir ahnen.

Diese Durchsichtigkeit ist besonders schön an der Legende der heiligen Ita von Toggenburg erhalten, die gleichfalls aus einer schon jüngeren Epoche stammt. Hier errät man auf den ersten Blick, daß

man im Grund nichts anderes als die symbolische Biographie einer Landschaft vor sich hat, nämlich der des Hörnli, des zwischen Toggenburg und Zürcher Oberland gelagerten altberühmten Aussichtsberges.[1] Der heiligen Ita wird, als sie einmal ihre Kleinodien sonnt, von einem Raben aller Schmuck gestohlen. Ein Jäger findet den Ehering und trägt ihn am Finger, so daß die Gräfin als ein Opfer der Verleumdungen von ihrem Gemahl aus dem Turmfenster geworfen wird. Gott rettet sie aber um der Gelübde willen, die sie im Stürzen tut. Sie führt in der Wildnis ein frommes Leben und wird nach längerer Zeit aufgespürt. Ihr Herr erkennt ihre Unschuld und begehrt die Verstoßene wieder heimzuführen. Aber sie bittet ihn, am Hörnli eine Klause für sie zu bauen, und lebt dort betend, fastend, wachend als gottgefällige Einsiedlerin. Jeden Morgen wandelt sie in die Kirche der Benediktinerinnen zu Fischingen, um der Mette beizuwohnen; ein Hirsch mit brennenden Kerzen auf dem Geweih geleitet sie jedesmal auf dem Hin- und Rückweg. Später siedelt sie ganz zu den Nonnen über, die ihr eine abgeschlossene eigene Wohnung einräumen. Nach einem heiligen Leben wird sie dort begraben und vom Volk als wundertätige Heilige verehrt.

Es ist der altertümliche Typus, der unmittelbar aus der Metamorphose einer heidnischen Gottheit in eine Glaubensheldin hervorgeht. Raben umflattern das die Schätze sonnende riesige Weib, ein heiliger Berg steht im Hintergrund. Dieselbe Wildheit ist den frommen Taten eigen, die Itas Ruhm bilden. Der Teufel ist ihr brüllender, leibhaft erscheinender Widersacher. Er spielt ihr seine üblen Streiche, löscht ihr das Licht aus, stößt ihre Mahlzeit um. Um ihn zu überwältigen, beschwört sie einen toten Herrn von Toggenburg, der ihr ein Feuer entzünden muß und es ihr mit Zauberversen reicht: «Nimm hin das Licht von meiner Hand, von Toggenburg bin ich genannt.» Mit dieser Flamme hält sie dem Höllenfürsten stand. Deshalb kann denen, die sie anrufen, kein teuflisches Gespenst etwas anhaben; auch gegen mancherlei Gebresten ist ihr Name gut.

So gewaltig geht es nur in den Heiligensagen der archaischen Stufe zu. Urerfahrungen, heidnische Mythologeme und geschichtliches Schauen verbinden sich in ihnen und bringen eine monumentale Typik hervor. Die Symbole der elementaren Vollzüge sind die

[1] Die Ita-Legende wird in der Handschrift 603 der Stiftsbibliothek St. Gallen, einem klassischen Codex der schweizerischen Mystik, erzählt, darnach von Heinrich Murer in seiner «Helvetia sancta» 262 f. (zweite Ausgabe St. Gallen 1751).

einzige Zier der Heroen. Sie lassen sich wenig verändert bis in die religiöse Sprache der Antike zurückverfolgen. An der Bahre des heiligen Meinrad entzünden sich die Kerzen ohne Zutun der Menschen, sein Leichnam duftet süßen Wohlgeruch. Gleiches wird von der heiligen Wiborada und andern erzählt. Lichtschein erfüllt plötzlich die Klausen und Zellen. Es ist das Urlicht der Neuplatoniker und der Gnosis, der Schein des Feuers, das Livius und Vergil auf dem Haupt der antiken Götterlieblinge brennen lassen. Die Heiligen können schreiben und lesen, ohne es gelernt zu haben; sie verstehen Latein oder lesen Griechisch, ohne dessen kundig zu sein: dies ist die Zungensprache, die Wurzel der allegorisierenden Predigt, aller höheren Auslegung. Schon in den irischen, gnostischen Quellen erscheint dieses Motiv, es kehrt in unzähligen Zeugnissen des Mittelalters wieder. Tote erscheinen und erzählen den Betern, daß sie durch ihre Fürbitte aus der Verdammnis erlöst seien, Stimmen melden ihnen den Tod von Gefährten, lange bevor die äußere Botschaft sie erreicht. Sie sehen Engel. An ihrem Grab geschehen Wunderzeichen, die das magische Strahlen ihres Geistes in die Unendlichkeit der Zukunft fortsetzen. Eine Urmacht wie das Licht ist die Finsternis der Hölle, mit der sie ringen. Satanas selber beunruhigt sie, nicht irgendein untergeordneter, mit zweideutiger Physiognomie ausgestatteter Teufel oder Gelegenheitsdämon. Er erscheint in Person auch Notker dem Stammler zu St. Gallen. Der heilige Sequenzendichter schlägt sich mit ihm als seinem ständigen Widerpart herum. Er findet ihn in Gestalt eines knurrenden Hundes, eines grunzenden Schweins im nächtlichen Chor der Klosterkirche, bei der Krypta der zwölf Apostel und Columbans, und verprügelt ihn mit dem Krummstab des heiligen Gallus, der am Altar des Gründers aufgehängt ist und bei dieser Gelegenheit stark in Brüche geht.

Die Vitae Sanctorum, die diesen Stil aufweisen — die «Passio Agaunensium martyrum» des heiligen Eucherius (5. Jahrhundert), die «Vita Sancti Columbani» des Jonas von Bobbio (7. Jahrhundert), die «Vita primaeva Sancti Galli» (8. Jahrhundert), die «Vita sive passio venerabilis heremitae Meginrati» (9. Jahrhundert) und zahlreiche andere — repräsentieren die Urform der christlichen Kunst. Sie umschließen die Anfänge dessen, was sich seither entwickelte: der Menschendarstellung, der Tierschilderung, der Geschichtschreibung, der Seelenkunde, des Naturgefühls. Es sind die Schalen, die für das christliche Abendland bereitstanden und von denen

manche längst bis zur Neige geleert ist. Am längsten die größte, kostbarste, welche die magische Gotteserfahrung enthielt. Die primitive Wucht der Berichte aus erster Hand wurde mit der wachsenden Entfernung von den Ursprüngen der Kirche immer stärker verwischt. Auch dort, wo die Legende als Literaturgattung weiterlebt, läßt sie seit ihrem Eintritt in die neuzeitliche Aufklärung keine Rückschlüsse auf ihren ältesten Charakter mehr zu. Der moderne katholische Mensch verträgt sie nur noch in der sentimental erbauenden Tonart mit dem Zusatz einiger zahmer Visionen und Wunder. Außerhalb der katholischen Kirche hat sich sogar der Teufel in die mehr oder weniger unlösbaren «Probleme» verflüchtigt, die das Leben der Menschheit im Maschinenzeitalter verdüstern: in die soziale Frage, das Vererbungsgesetz, die Weltwirtschaftskrise, die Rüstungsindustrie — jene angeblich nur rational begründeten Unheilsfaktoren, gegen die der Kampf aussichtslos, aber unvermeidlich ist und die gegen eine Handvoll Hölle einzutauschen Erlösung wäre.

Schweizerische Gedichtbücher

Von Siegfried Lang

Nach einer im alemannischen Gebiet ziemlich häufigen Ansicht sind Gedichte kleine unbedeutende Vergnügungen, die sich jemand vornimmt oder ansieht, nachdem das Wichtigere geschehen, nämlich: der letzte umfängliche Zeitroman gelesen, das letzte Theaterstück aufgeführt, das letzte naturtreue Todesröcheln aus dem Radio vernommen worden ist. Sollen wir heute aber schon einmal hineinsehen in ein Gedicht, von der Art, die jeden Propagandawertes entbehrt, dann sei dieses ungekünstelt, es enthalte eine genügende Anzahl von den anheimelnden unechten Reimen, und es verlautbare eine faßliche Lebensregel! Eine Ansicht, der entgegenstünde die der großen englischen, holländischen, russischen, französischen Dichter des letzten Jahrhunderts. Wiewohl die Mehrzahl von ihnen sich hauptsächlich nur im kurzen Gedicht ausgedrückt hat, glaubten sie an nichts geringerm als an der Deutung der Welt und des Menschen mitzuwirken, Geheimnisse der Seele zu ergrün-